

Vor Dijon.

Aus den Erinnerungen eines deutschen Offiziers.

Von Wilhelm Gaebele

Es war zu Anfang des Jahres 1871. Mitten in Frankreich standen die deutschen Heere, mit Sieg und Ruhm hatten sie das Land durchzogen, gefangen lag das französische Heer im deutschen Lande, gefangen der Frontenlaster, und der deutsche Waffenruhm klang über Land und Meer! Nur noch in einzelnen Provinzen wogte der Waffentamp; ganz besonders war es der Süden Frankreichs, der zum letzten Male, was er noch an Kraft besaß, jetzt zusammengerufen hatte, um im erbitterten Kampfe, im Kampfe bis auf's Messer, doch noch etwas von dem alten Ruhme zu retten!

Vor Dijon, dem zweiten Paris, stand zu dieser Zeit, Ende Januar, eine deutsche Brigade dem italienischen Helben Garibaldi gegenüber, der es unternommen hatte, dem Frontenlaster seine Hülfen anzubieten, und der hier vor Dijon ein den Deutschen an Zahl vierfach überlegen, es zusammen-gelauenes Heer um sich geschaart hielt. — Man wollte diesem freiwillig zugezogenen ausländischen Heroen die deutsche Tage zeigen trotz seiner Uebermacht, und ihn in englischer Umarmung festhalten in dem selbst gemächten Gefängnisse.

Es war der Abend des 21. Januar! — Vom frühen Morgen schon hatte der Kampf gewüthet! Erbittert waren die beiden Gegner aufeinander gestossen, und das Schlachtfeld war bedeckt mit Todten und Verwundeten. Leichte Schneeflocken hatte der Himmel herniedergelassen auf die Städte des Landes und der Schmerzen, die Wunden zu kühlen und die Todten einzubetten.

Endlich war der Abend hereinbrochen und hatte dem Kampfe ein Ende gemacht. Auf dem Schlachtfelde selbst, kaum eine Stunde von den Mauern der Stadt entfernt, benutzte die deutsche Schaar, während der Gegner sich in der Stadt verschanzt hielt. Gegen Abend hatte der Schneefall nachgelassen, die volle Mondscheibe war an dem düsteren Himmelsgewölbe emporgestiegen und beleuchtete weit hin das weiße Leuchtlicht, das der Himmel seinen gefallenen Söhnen gesendet hatte. Endlich war der letzte Schuß verhallt, endlich war Ruhe — entsetzende Stille ringsum, und die Truppen zogen sich zur gemeinsamen Nachtruhe zusammen.

Zu der deutschen Brigade gehörten zwei Batterien eines Pommerischen Regiments, bei welchen zwei Freunde als Offiziere standen, die sich auf der Kriegsschule treue Kameraden und Waffenbrüder gelobt hatten. Beide hatten als junge Offiziere den Krieg mitgemacht, und der Zufall hatte es gefügt, daß die Batterien, welchen sie angehörten, der Brigade zum Zuge gegen Dijon zugewiesen wurden. Heute waren die Batterien vereint im Gefechte gegen den Gegner verwendet worden, denn während die eine im Süden die große Hauptstraße den deutschen Truppen deckte, war die andere Batterie seitwärts im Gelände auf einer Anhöhe, näher zur Stadt heran, während des heftigen Angriffes thätig gewesen — So kam es, daß die erste Batterie früher in's Binal einrückte, um nach dem heißen Tage die für Mensch und Thier notwendige Nachtruhe zu halten. War doch morgen ein neuer Kampf zu erwarten, man wollte dem Gegner hier auf dem Schlachtfelde wieder entgegentreten. — Doch Mancher fehlte, der am Morgen noch in Jugendkraft und Jugendmuth in's Gefecht gezogen war; ja Viele — Viele — fehlten! — Gelichtet waren die Reihen der Mannschaften, der Unteroffiziere, der Offiziere; Viele lagen unter der weißen Schneedecke gebettet, gefallen im Kampfe für das Vaterland! Nur langsam fügten sich die Glieder der einzelnen Truppen zusammen. Nun endlich kam auch die zweite Batterie auf der Straße herangezogen, um Seite an Seite mit der Schweb-Batterie die Nachtruhe zu halten. — Gespensisch langsam kam in dem Mondlichte der Zug der Geschütze näher und näher — mit bebender Scheu erwartet von einem Offizier der ersten Batterie — von Georg — welcher, vor seinen Geschützen stehend, den Ankommenenden entgegenlab.

„Wie langsam, wie langsam sie herankommen“, sprach er vor sich hin, „es dauert eine Ewigkeit!“

„Man sah ihm an, wie ihn die Erregung, die Ungewißheit quälte!“

„Ich halte es nicht mehr aus, ich muß ihnen entgegen!“ rief er und lief in der Richtung der Straße vor.

Athemlos kam er zu den Ankommenenden, und rief dem Führer des ersten Geschützes zu:

„Wo ist Lieutenant Gersdorf?“

„Lieutenant von Gersdorf,“ sagte der Unteroffizier, „ist gefallen! Gerade als wir abzogen, traf ihn eine Kugel. Dort oben auf dem Hügel, da liegt er!“

„Todt!“ schrie Georg und hob die Hände zum Himmel, „todt, Werner, Werner tod!“ — Ein tiefes Seufzen entrang sich seiner Brust, er lehnte sich in stummer, verzweiflungsvoller Qual an einen Baumstamm der Straße. — Vorbei an ihm zog die lange Reihe der Geschütze und Wagen dem Lager zu.

Vor der Mitte der aufgefahrenen Geschütze sah auf einem umgestürzten Eisener der Hauptmann und Führer der ersten Batterie. Er hatte sich fest in seinen Mantel gehüllt, und hielt sich zwischen Wachen und Träumen, um jeder Zeit fertig zu sein zum Ausbruch gegen einen Ueberfall oder jedwede Tücke des Feindes. Während er so vor sich hinstarrte, fiel plötzlich der Schatten eines Mannes in das Mondlicht vor ihm; er blickte auf und sah vor sich Georg, den jüngsten Offizier seiner Batterie. Gestaut sah er in das verstörte Gesicht seines Lieutenants, schnell erhob er sich und trat auf ihn zu.

„Was giebt's, was ist geschehen?“ fragte er dringend.

„Nichts, was die Batterie angeht,“ erwiderte Georg, bemüht, seine Erregung nicht in seiner Stimme zu verrathen, „ich habe nur eine Bitte, eine Bitte für mich.“

„Was ist Ihnen nur?“

„Ich wollte um einige Stunden Urlaub bitten!“

„Urlaub, Urlaub?“ wiederholte der Hauptmann in höchstem Erstaunen, „geht hier auf dem Schlachtfelde, Urlaub?“

„Nur für einige Stunden, für zwei bis drei Stunden!“

„Und weshalb? Was haben Sie vor? — Ich bin ganz erstaunt, was kann Sie bestimmen?“

Georg trat näher an ihn heran und sagte mit bebender Stimme:

„Sie haben wohl schon gehört, Herr Hauptmann, daß Lieutenant Gersdorf gefallen ist — dort drüben auf dem Weinbergshügel!“

„Ah,“ rief der Hauptmann, „Sie sind Freunde, man nannte sie ja immer: die Unzertrennlichen! Und nun — wollen Sie? — Geben Sie den Gedanken auf, den Ihr jugendliches, heißes Blut erzeugte, ein Ding der Unmöglichkeit, Sie wollen doch hin — wollen zu ihm?“

„Ja,“ sagte Georg bestimmt, ich muß —“

„Unmöglich,“ unterbrach ihn der Hauptmann und legte voll Mitleid die Hand auf die Schulter des jüngeren Kameraden. „Unmöglich, lassen Sie ihm dort seine Ruhe, er ist gefallen im Kampfe, gefallen für das Vaterland, was könnten Sie ihm jetzt dort nützen?“

„Wenn er noch nicht tod wäre!“ rief Georg. „Lassen Sie mich gehen, haben Sie Mitleid. Ich fühle, ich weiß, nie mehr im Leben werde ich froh werden, wenn ich jetzt nicht dorthin kann, wenn ich ihn nicht noch einmal sehe!“

Bewegt sah ihm der Hauptmann in's Gesicht und sagte: „Es geht nicht! Ich weiß, was Sie fühlen, wie Sie die Freundschaft, die Liebe zu dem Kameraden bewegt und treibt; ja, lassen Sie es mich Ihnen aussprechen, Sie stehen hoch in meinen Augen, Sie selbst wissen, wie ich Sie achte und schätze, ob ich Ihnen geseigt! Georg, ja daß ich Sie liebe wie einen jüngeren Bruder, und ich flehe zum gnädigen Götze, daß einst mein Ansehen, der jetzt des Waters zu Hause entbehrt, Ihnen gleichen möge in fester Sinneshart und in männlichem Stolze, doch dies Ihnen zu gewähren, steht nicht in meiner Hand! Nicht mir, nicht Ihnen gehört Ihr Leben, wir schulden es dem Könige, dem Vaterlande, dem wir uns zugeschworen haben! — Nicht leichtsinniger Weise dürfen wir es auf das Spiel setzen, wir müssen es aufpassen für den Kampf, für die Entscheidung! — Der Gang aber zu jener Höhe, die jetzt in den Händen des Feindes ist, hieße Ihr Leben unnütz, ruhmlos opfern in persönlichem Interesse! Ja, in der Schlacht mögen wir den Tod finden, wenn wir ihn selbst in das Herz des Feindes tragen! Jeder Mann zählt im Felde doppelt, und ein kühnes Herz, wie Sie es besitzen, ist tausend werth!“

„Rein, Georg, ich kann diese Verantwortung nicht auf mich nehmen, stehen Sie ab zu bitten!“

Ein dumpfer Klagelaut drang aus der Brust des Lieutenants, er sah hilflos suchend in die Augen seines Vorgesetzten.

„Ich habe mir das Alles schon selbst gesagt, aber umsonst. Ruhelos treibt mich mein Sinn im Lager umher, ich finde keinen Frieden mein Leben lang, wenn ich ihn nicht noch einmal sehe! Auf der Kriegsschule haben wir uns treue Waffenbrüderchaft geschworen, jetzt ist an mir, sie einzulösen, er erwidert mich, lassen Sie mich gehen! Ich

komme wieder, in zwei Stunden bin ich zurück!“

„Oder nie!“

„Wie soll ich Ihren Sinn erweichen,“ rief verzweifelt Georg. „Lassen Sie sich an Ihren Sohn erinnern, ihm wünsche ich, daß er einst einen Freund finden möge, der zu ihm halte in Freud und Leid, in Schmerz und Tod, der ihn auffuche, wenn er unter Todten, noch lebend, sich nach einem freundlichen Blick sehnt! — Ich weiß, läge ich dort drüben, zum Tode getroffen, Werner wäre gekommen durch Tod und durch Gefahr!“

„Sie machen mir das Herz weich, Sie verstehen zu bitten! — So gehen Sie! Ich will die Verantwortung auf mich nehmen! Ich hoffe, Sie werden zurückkehren, der Ewigkeit wird Sie beschützen! Ich glaube noch an Wunder, und der alte Gott lebt noch! Sehen Sie, Georg, aber seien Sie vorsichtig! Gott mit Ihnen und kommen Sie zurück!“

Er zog den Offizier in herzlicher Erregung zu sich heran und küßte ihn auf die Stirn

Dankbar drückte ihm Georg die Hand, dann verschwand er schnell hinter den Geschützen. Hier rief er nach seinem Vorgesetzten. Der kam herbei und hörte mit Erstaunen den Befehl seines Herrn, von dem Mantel die blanken Knöpfe abzutrennen. Verwirrt sah er ihn an, als habe er ihn nicht verstanden.

„Du sollst die Knöpfe abschneiden,“ wiederholte Georg.

„Die Knöpfe?“

„Ja, beile Dich! Sie könnten mich verrathen bei dem hellen Mondlicht!“

„Herr Lieutenant wollen fort? Jetzt in der Nacht?“

„Ja, Du hast wohl gehört, Lieutenant Gersdorf ist gefallen, dort oben liegt er!“

„Ach, Herr Lieutenant, ich habe es gehört, aber er ist tod und den Hügel haben die Franzosen! Herr Lieutenant, geben Sie nicht, es nützt ihm ja doch nichts!“

„Still! Ich muß! Ich will selbst sehen, ob er tod ist! Bin ich in zwei Stunden nicht zurück, dann bin ich auch gefallen, und dann, Heinrich, bist Du mein Erbe, Du weißt, ich stehe allein! Viel ist es nicht, aber Alles, was der Koffer enthält, ist Dein! Du hast mir treu gebietet und wenn Du dann heimkehrst auf das Bauergut Deines Vaters und Du fühlst Deine Braut als Frau in die Wirtschaft, dann pade den Koffer aus und erinnere Dich dabei an Deinen Lieutenant im Kriege! Hier nimm,“ er riß ein Blatt aus seiner Brieftasche und schrieb einige Worte darauf, „mein Testament, damit es Dir Niemand streitig macht — nun, so nimm doch!“

Er steckte ihm den Zettel gewaltsam in die Hand. Der treue Bursche zitterte vor Erregung am ganzen Körper, noch hatte er keinen der blanken Knöpfe abgelöst. Jetzt bat er:

„Nehmen Sie mich mit, Herr Lieutenant. Zwei vermögen doppelt so viel als Einer, nehmen Sie mich mit!“

„Nein! — Ich habe Niemand auf der Welt, ich kann schon abkommen! Auch würde Dir der Hauptmann keinen Urlaub geben, das darfst du nicht! — Wie ungeschickt Du Dich heute anstellst, giebst Du das Messer!“

„Ach, Herr Lieutenant,“ flehte Heinrich

„Schweig! Ich will!“ rief Georg. Kerzengerade stand der Bursche vor seinem Herrn; seine zitternden Finger lösten in Eile die blanken Knöpfe von dem Mantel und er reichte diesen dem Offizier dar. Georg zog ihn an, setzte die Feldmütze auf, steckte den Revolver in die Tasche und schnalzte den Säbel fester um die Hüften. Dann gab er Heinrich die Hand und sagte:

„Leb wohl!“ Vielleicht komme ich wieder, aber nicht ohne ihn! Warte nicht auf mich, lege Dich hin und schlaf! — Dann schritt er eilig davon

Schaurig war der Weg! Der helle Mondschein hatte sich voll auf den blendenden Schnee gelegt; von der weißen Unterlage hob sich das weiße Schlachtfeld grauenhaft und entsetzlich ab. Wie in einer Laterna magica strarnten ihm die jetzt so stillen und doch so beseelt zeugenden Opfer des Schlachtfeldes entgegen. Uebereinander und durcheinander lagen die vielen Leichen rings um ihn her, in jeglicher Stellung, wie sie der Tod getroffen hatte! Hier hob ein Leichnam noch jetzt die starren Hände zum Himmel, dort kniete ein Dritter und hielt noch in den Händen das abgeschlossene Gewehr dicht vor dem Gesicht. Zerbrochene Fuhrwerke, Räder, Pferde, Alles lag still und regungslos auf und in der weißen Schneedecke, und der Mond hielt treue Leichensache bei den gefallenen Söhnen der beiden in gegenseitigem Haß entbrannten Völkernschaften

Schnell war Georg über das Feld geschritten; jetzt sah er die Vorposten der

eigenen Truppen vor sich, gab Losung und Feldgeschrei und trat nun aus dem äußersten Kreise der eigenen Bedeckung heraus. Er stand am Fuße des Weinbergshügels, der sein Ziel war, und sah drüben am jenseitigen Abhange die Bataillone der französischen Posten im Mondschein blitzen.

Hier stand er einige Minuten still und athmete tief auf; die Erwartung ließ sein Herz so stürmisch schlagen, als wolle es die Brust zerprengen, aber mit gewaltfamer Energie brüdete er das wallende Blut zurück; er mußte und wollte ruhig und besonnen sein. Mit scharfem Auge überblickte er den Hügel, um die Stellung zu erforschen, wo die Batterie im Kampfe gekannt hatte. Deutlich hatten sich die Raderspuren der Geschütze in der Schneedecke erhalten, und er zählte diese Spuren.

„Zwischen diesen Gesteinen muß er liegen, wenn ich ihn finde, was der Himmel geben möge!“ sprach er vor sich hin; dann sah er noch einmal scharf zu den französischen Posten hinüber, widelte den Mantel fest um sich, und den Oberkörper auf die Hände niederbeugend, schied er sich an, still und geräuschlos den Hügel hinaufzuklimmen.

Mühsam war es, die Hände erstarrten ihm in dem lofen Schnee und auf dem hartgefrorenen Erdboden, oft glitt er zurück auf der steilen, glatten Bahn, aber er kratzte seine Fingernägel in den harten Erdboden, um sich Halt und Stütze zu geben. — Auch galt es, die feindlichen Posten im Auge zu behalten, sich keine Blöße zu geben, sich nicht dem spähenden Feindesauge zu entdecken. — Doch der eine Wunsch, in dieser Stunde das höchste, was sein Herz erfüllte, dorthin zu kommen, wo er den Freund zu finden hoffte, hätte ihn zu Allem, auch zum scheinbar Unmöglichem befähigt, — und so hatte er denn kriechend den Gipfel des Hügel erreicht.

Wiederum sah er sich lebend in der Umgebung von stillen, starren Kameraden, todten Artilleristen, die bei ihren Geschützen — treu ihrem Schwur — gefallen waren. Näher und näher kam er der Stelle, wo sein Freund liegen mußte. Seine Brust leuchtete vor innerer Erregung, er sah, er vernahm, er fühlte Alles, was um ihn herum war — diese ganze grauenvolle Todtenfülle — mit doppelter Sinneshärte. Er stützte die Arme auf den Erdboden und hob den Oberkörper höher empor, um eine weitere Umschau zu halten, ließ doch das Mondlicht Alles um ihn deutlich genug erkennen.

„Da liegt er!“

Jetzt war er heran, er berührte mit den Händen die Füße des Körpers seines Freundes, die ihm zugewandt lagen. Nun konnte er sein Antlitz sehen. Auf dem Rücken lag Werner, das Gesicht nach oben gekehrt, mit unbeweglichen Augen aufwärts in das Mondlicht starrend. Da bemerkte Georg, wie die Brust des Wunden leise athmete, hastig lehnte er sich über ihn, der die Hände fest auf eine Schukwunde in der Seite gepreßt hielt. — Er legte seine heiße Wange an das Gesicht des Freundes, um es zu erwärmen, da hörte er ihn leise und mit Anstrengung sagen:

„Georg? — Dank! Ich wußte, Du würdest kommen, ich wartete auf Dich — nun sterben!“

„Nein,“ rief leise Georg, „Du darfst, Du sollst nicht! Ich trage Dich von hier, Du wirst gerettet, Du darfst nicht sterben, Werner!“

„Georg,“ flüsterte der Verwundete, „ich habe Abschied genommen von der Welt! Vater, Mutter — Schwester! — Dort oben dem Mond und den Sternen habe ich's gesagt, die sehen auf sie herab, wie auf mich! — Nur Dich, Georg, Dich wollte ich noch einmal sehen, Dir noch einmal danken für Deine Treue! Weißt Du noch, auf der Kriegsschule — nun bist Du da; immer wenn ich Dich brauchte, warst Du da! — Leb wohl, Georg!“

„Nein, nein,“ rief dieser außer sich, „ich lasse Dich nicht, ich ringe Dich dem Tode ab!“

Gewaltig nahm er die Hände des Freundes von der verletzten Seite und legte sie fest um seinen Nacken; er selbst schloß seine Arme um den Verwundeten, und mit übermenslicher Kraft suchte er rückwärts denselben Weg zurückzugleiten mit der Last in den Armen.

Und es gelang. Langsam, um den Wunden möglichst zu schonen, der befehlungslos an seinem Halse hing, war er zurückgewichen bis zum Fuße des Hügel, und nun stand er wieder in der schützenden Kette der eigenen Vorposten. — Hier machte er einen kurzen Halt, und setzte sich, behutsam seine Last tragend, auf einen Stein der Straße, um auszurufen, dann erhob er sich wieder und schritt eilig davon, um dem Verwundeten so schnell als möglich Hülfe im Lager zu schaffen. Er bog jetzt von der Straße ab, quer über das Schlachtfeld auf die lagernde Truppe zu. Plötzlich

fühlte er, wie sich Werner regte, er hörte ihn leise seufzen.

„Hast Du große Schmerzen? Soll ich etwas still stehen?“

„Nein, nein,“ flüsterte der Verwundete, „mir ist wohl. O, sieh dort“, er streckte sich an der Gestalt des Freundes empor, „der Vater, die Mutter, sie winken, sie weihen mit den Schleiern! Schwester, sänge es noch einmal, ich hätte einen Kameraden — Georg, Georg!“

Ein tiefes Aufstöhnen, dann sank er an der Gestalt des Freundes leblos zusammen. — Ein gewaltiger Schmerz erfaßte Georg. In namenlosem Weh stand er still und hielt rathlos den Körper des Freundes in seinen Armen. Sein Blick starrete zum Himmel, zum Mondlicht empor.

„Todt! Nichts bleibt mir auf der Welt! — Was ich liebe, wird mit genommen. Einsam bin ich, wieder allein!“

Er löste den leblosen Körper sanft von seinem Halse, legte ihn auf die Schneedecke und drückte dem Freunde die Augenlider zu.

Dann nahm er den Körper wieder in seine Arme und trug ihn zum Lager hinüber.

Mit Ungebuld wurde er dort erwartet. Der Hauptmann wie der treue Heinrich hatten oftmals ihre Blicke über die mondbeschienene Fläche des Feldes geschweiften lassen voller Unruhe und Erwartung. Nun trat der Erfahrene endlich in den Gesichtskreis des Hauptmanns, der ihm freudig entgegenkam.

„Da sind Sie, Georg! Gelobt sei Gott, und heil und undersetzt?“

Vor den Mauern der Stadt sammelten sich die siegreichen Truppen, um, wenn Alles beisammen, was übrig und lebend geblieben war, den Einzug in die besiegte Stadt zu halten. Während der Kommandeur wegen der Uebergabe der Stadt unterhandelte, benutzten die Truppen die Zeit, soweit es anging, um ihre Verwundeten und Todten zu sammeln.

An dem Grabhügel zwischen den drei Bäumen an der Straße standen vor einer frisch aufgeworfenen Grube die drei einzig übrig gebliebenen Offiziere der beiden Batterien, unter ihnen der Hauptmann. Sie hatten die Helme abgenommen und schauten hinab auf den Kameraden, den sie soeben dort hineingebettet hatten zur Seite seines Freundes. Hinter ihnen stand Heinrich und presste in seinen Händen ein eilig aus Baumstämmen mit Striden zusammengebundenes Kreuz; er hielt die Augen niedergeschlagen, stand still und regungslos und blickte auf seinen todten Herrn hinab, den er dort unten hatte mit hineinlegen helfen zur letzten Ruhe.

Jetzt sprach der Hauptmann:

„Ja, der Krieg verschlingt die Besten; mit dem Ehrenzeichen, das sie sich im heißen Kampfe für das Vaterland erworben, auf der Brust, das Lorbeerreis in den Händen, schweben sie jetzt bereit den seligen Gefilden zu. Voll Bewunderung, voll Stolz, daß sie zu uns gehörten, blicken wir ihnen nach und preisen sie glücklich. In der Blüthe der Jugend, in der vollsten Kraft, ungetrübt den Sinn von Sorgen und Mühen des Lebens, vereint in treuester, in innigster Freundschaft bis in den Tod und über den Tod hinaus, erfüllte sich ihr Geschick! Im Kampfe für das Vaterland starben sie, die ehrende Wunde auf der Brust! Schön war ihr Leben, schön ihre brüderliche Freundschaft, ehrenvoll ihr Streben, doch am schönsten, am ehrenvollsten war ihr Tod, ihr Tod auf dem Schlachtfelde! Wer weiß, was uns das Geschick noch bringt, doch was es auch sei, schöner als sie können wir nicht enden! Ja, das Höchste ist, für das Vaterland zu sterben!“

„Amen!“ sagten leise die beiden anderen Offiziere, dann griffen sie eilig zu den Geräthschaften und füllten die Grube! Ein Hügel umschloß jetzt die entseelten Hüllen.

Nun war das Grab gehöhrt und der Hauptmann sagte zu Heinrich:

„Wir gehen zu den Batterien, besteuere das Kreuz auf dem Erdbauen, unser letztes Liebeszeichen, bis ein würdiger Denksteine, den das Vaterland seinen Heldenöhnen spenden wird, an seine Stelle tritt!“

Mit zitternder Hand errichtete Heinrich das Kreuz auf dem Erdbauen, dann sah er mit verstörtem Blicke auf den Grabhügel vor seinen Füßen nieder. Plötzlich schluchzte er laut auf, mit ausgetretenen Armen warf er sich über das Grab, umfachte es, und barg sein Gesicht in der lockeren Erde.

Da tönten helle Trompetensfanfaren! Die siegreichen Truppen reiheten sich auf der Straße zum Einzuge in die heldenmüthige Stadt. Hastig erhob sich Heinrich und eilte zur Truppe zurück. Stolz und mächtig erklang der Viktoriaruf, der deutsche Siegesklang! Von den Bergen hallte er wieder; er rief den Todten das letzte Lebwohl zu, und er rief die Lebenden, theilzunehmen an der Freude des Sieges, an dem Ruhme des Vaterlandes! —

Energischer Bescheid.

Als der später berühmt gewordene Naturforscher Hartmann in Jena studirte, ging er eines Tages mit mehreren Anderen nach Weimar, woselbst gerade am Hofe ein glänzendes Fest ten waren im Park beisammen, und Hartmann, der sich vor den übrigen Studenten durch Schönheit, saubere Kleider und eine elegante Haltung auszeichnete, zog die Aufmerksamkeit der Großherzogin Amalie besonders auf sich. Mit einem Male tritt ein Kammerdiener zu ihm. — „Ihre königliche Hoheit,“ redet er ihn an, „lassen Sie mich mich fragen, ob Sie von Familie sind?“ — „Allerdings,“ antwortete Hartmann kurz. — „Und woher?“ — „Aus Gotha.“ — „Kam hatte der Kammerdiener die erhaltene Auskunft der Fürstin überbracht, als sie Hartmann zu sich winkle. — Nach einigen verbündlichen Redensarten sagte sie: „Über mir ist keine adelige Familie Ihres Namens in Gotha bekannt.“ — „Von Abel bin ich auch nicht,“ versetzte Hartmann, allerdings aber von Familie, wie Ihre königliche Hoheit mich haben fragen lassen, denn wir sind zu Hause unser fünfzehn Geschwister, und das ist gewiß Familie genug.“